

Dialektpoesie

Hermann Bausinger

Moderne Provinz? Möglichkeiten und Gefahren der neuen Dialektpoesie

Das Rezept ist bekannt: man eröffnet das Spiel, indem man Vokabeln wie Neuland und unwegsames Gelände über die Sätze verstreut; man verbreitet Pioniergeist, protestiert gegen das Unverständnis der Öffentlichkeit, betont, daß der gleich zu behandelnde Gegenstand vergessen und verachtet ist - nein: vergessen und verachtet war, denn dies ist der Durchbruch, der dem Gegenstand zu seinem Recht verhelfen wird. Aber wer heute über Dialekt und Literatur spricht, geht auf geebneten Wegen und bewegt keine Konterbande. Seit geraumer Zeit stellt sich fast keiner mehr zur Wahl, der sich nicht mit ein paar Brocken Dialekt schmückt oder tarnt; selbst in den Amtsstuben ist eher die Hochsprache als der Dialekt verdächtig geworden; und unter den Literaten wird den Dialektdichtern manchmal schon ein Vorsprung eingeräumt - nicht weil man annimmt, daß sie ihr Ziel doch nicht erreichen, sondern weil man nicht ohne weiteres mit ihnen konkurrieren kann. Die neue Dialektdichtung ist etabliert, repräsentiert eine kleine Konjunktur, und manchmal wird man das Gefühl nicht los, daß besonders clevere Matadore dieser Dialektdichtung wohl bald schon beginnen werden, sich antizyklisch zu verhalten, also wieder in Hochsprache zu schreiben.

Diese Feststellungen richten sich nicht gegen den Dialekt oder die Dialektpoesie; sie skizzieren lediglich meine Ausgangsposition: man wagt nichts mehr, wenn man über Dialektdichtung schreibt; die Aufgabe ist es vielmehr, zu wägen-Vorzüge und Nachteile, Gründe und Gegengründe. Aus der Fülle der möglichen und inzwischen schon viel diskutierten Perspektiven möchte ich drei Funktionen der Mundart in der gegenwärtigen Literatur herausgreifen:

- Dialekt als ein Weg zur Alltagswirklichkeit,
- Dialekt als Medium der „Lokalvernunft“,
- Dialekt als symbolisches Vehikel demokratischer Beteiligung.

Ein **Weg zur Alltagswirklichkeit**: was so einfach klingt, ist tatsächlich ein ziemlich raffinierter Schneckenanzug. Mit der Mundart, so hat man immer wieder gesagt, dränge ein Stück Natur und handfester Wirklichkeit in einen abstrakteren literarischen Zusammenhang; im „Kontrast zwischen Naturlaut und Zeichen“ glaubte man den Gegensatz zwischen Dialekt und Einheitssprache und damit die besondere Wirkung mundartlicher Dichtung zu fassen. Aber abgesehen davon, daß selbstverständlich auch die Mundart ein von der Wirklichkeit abgehobenes, konventionalisiertes Zeichensystem ist - ihre besondere Wirkung im Bereich der Literatur beruht zunächst nicht etwa auf ihrer Natürlich-

keit, sondern gerade darauf, daß Literatur traditionellerweise im Prinzip der Einheitssprache zugeordnet ist, daß also Dialekt in der Dichtung zunächst einmal eher unnatürlich oder doch ungewöhnlich ist.

Freilich transportiert dieses Ungewöhnliche den Gehalt eines Stückes Realität, das für die Hörer oder Leser näher und direkter erfahrbar ist als vieles in der Einheitssprache Vermittelte. Schon in den frühen Zwanzigerjahren stellte Robert Musil fest, daß auf dem Theater - und man könnte erweitern: in der Literatur - nicht Wirklichkeit vermittelt werde, sondern „Kettenauffassungen und Effektraditionen“; daß die literarische Überlieferung also eigenen Gesetzen folge, die mit der Wirklichkeit (so könnte man in ein flacheres, aber geläufiges Bild übersetzen) so viel oder so wenig zu tun haben wie ein Reisespektakel. Da man die Wirklichkeit so durch Sprachmuster verstellte sah, lag es nahe, die Aufmerksamkeit der Sprache selbst zuzuwenden; und es ist sicherlich eine ganz wesentliche Entwicklungstendenz der modernen Literatur, daß in ihr weithin nicht nur in Sprache, sondern gleichzeitig auch über Sprache geschrieben wird. In dieser Wendung liegt ein wichtiger Impuls für die moderne Dialektpoesie; am Beispiel der Wiener Dialektdichtung und ihrer Verbindung mit der Konkreten Poesie ließe sich zeigen, wie gerade die Reflexion auf Sprache die Dialektpoesie befördert und gefestigt hat.

Diese sprachliche Orientierung schließt aber den Effekt nicht aus, der praktisch fast überall und zu allen Zeiten faßbar ist, wo der Dialekt in die Literatur eindringt: daß der Dialekt Abkürzungswege zur Wirklichkeit kennt. Man hat über die Mundart- und gerade auch über die Mundart in der Dichtung schon viel Lobendes gesagt, hat ihre Vitalität, ihren Metaphernreichtum, ihre Farbigkeit hervorgehoben. Vieles davon wird nicht nur durch die eintönig murrende mundartliche Bächleinlyrik der Vergangenheit ad absurdum geführt, sondern auch durch die Qualitäten einheits Sprachlicher Poesie. Ein gradueller Unterschied aber läßt sich festhalten: Gerade wo es um Sprache selber geht, wird deutlich, daß Mundart noch sehr viel weniger „Sprache selber“ sein kann als die Hochsprache; sie läßt sich nicht isolieren von der Wirklichkeit, bleibt sinnlich, angewiesen auf die Situation. Noch im abstraktesten Sprachspiel des Dialekts ist etwas von sehr konkretem Leben; Dialekt ist immer auch vordergründig - und dies scheint mir nur für die permanenten Hinterfrager und Hintergründer ein Schimpfwort zu sein, für die sich Realität in Reflexionen ohne Basis aufgelöst hat.

Mit solch handfester Vordergründigkeit ist jedoch keine platte 1:1-Entsprechung gemeint, keine festkonturierte schiere Sachlichkeit und Dinglichkeit. Dialektdichter schreiben meist in einem „Stil, der Zeit hat“, der in Ruhe zeigt, was geschieht, auch dort, wo scheinbar nichts geschieht, der Sinn und Unsinn der Alltagsbanalität aufdeckt. Er vermag zu zeigen, daß das Ästhetische nicht erst dort beginnt, wo die sonstige Realität aufhört, sondern inmitten des sinnlichen All-

tags. Der Dialekt verfährt dabei nicht plump, er ist aber auch nicht eigentlich wendig; es ist die Sprache, die der Sprachlosigkeit am nächsten steht: der Sprachlosigkeit gesteigerter Emotion und der weitergehenden sozial begründeter Sprachunfähigkeit. Der Dialekt der neuen Dialektpoesie übersetzt vielfach nicht - falsch - aus dem Hochdeutschen, sondern - richtig - aus der Sprachlosigkeit.

Dialekt als **Medium der „Lokalvernunft“**: der Begriff stammt von Justus Moser, der im 18. Jahrhundert beobachtete, daß die Aufklärung nicht nur Fesseln löste und Unvernunft beseitigte, sondern daß sie auch regionale und lokale Eigenheiten despotisch glattbügelte. Er trat ein für die regionalen Traditionen und für deren eigene, von außen nicht immer gleich erkennbare Vernünftigkeit.

Die Parallele liegt auf der Hand. Das Hochdeutsche hat tatsächlich oft - so sagt es Martin Walser von einer seiner Figuren im jüngsten Roman - „die Insel Juist hinter sich und das BGB“ - das ist eine Rationalität von weiterher, aus fremden, unverständlichen Bedingungen, aus denen Normierungs- und Totalitätsansprüche abgeleitet werden. Je abstrakter und je einheitlicher in dieser Abstraktheit die Welt sich präsentiert, um so stärker werden der Wunsch und das Bedürfnis nach dem Eigenen. Davon profitiert die Dialektdichtung, hinsichtlich der Anstöße zur Produktion, aber auch in ihrer Wirkung. Sie ist der typische „Kontrastgewinner“, sie hebt sich farbig ab von der öden Allgemeinheit des Zentralen.

Dies macht sie nicht schlechthin überlegen; es fundiert nur eine Teil-Überlegenheit: Dialekt ist Sprachbarriere; aber es stimmt nicht, daß es sich dabei nur um eine einseitige Barriere handelte, die von außen und oben beliebig übersprungen werden könnte. Es handelt sich auch um einen Schutzzaun gegen allzu alerte Kommunikateure; und hinter diesem Schutzzaun gedeiht nicht nur Rückständigkeit, sondern auch eine eigene Modernität, die Modernität der Provinz, die sich gegen das technokratische Modernitätsmonopol der Zentralen wendet.

Dies führt hinüber zum dritten Aspekt: Dialekt als **Vehikel und als Signal für Impulse zur Demokratisierung**. Dialektpoesie will sich heute verständlich machen bei denen, die nicht mit und in Büchern leben - die schon im Bett liegen oder bestenfalls in der Wirtschaft sitzen, wenn Funk und Fernsehen mit ihren anspruchsvollen Nachtprogrammen beginnen. Sie sucht den Bezug zu ihrem Alltag, zu ihrem Handeln oder auch Nicht-handeln.

Dialekt ist eine Anrede per Du; und über das Du sucht sie zum Wir zu gelangen, zur Solidarität. Dies zeigt sich an den äußeren Vermittlungsformen: Mundartdichtung, lange Zeit papieren wie keine andere, wird neuerdings mehr und mehr zur mündlichen Poesie, zur „Spruchdichtung“, vorgetragen mit und ohne Musik, mit und ohne Diskussion, aber un-privat, kollektiv, öffentlich.

Gewiß hat der Dialekt in dieser Funktion keinen Ausschließlichkeitsanspruch. Aber der

Dialektpoesie

Dialekt ist gerade in solcher Öffentlichkeit (die widerum prinzipiell der Hochsprache zugeordnet erscheint) ein sicherer Grund für tatsächliche und nicht nur prätendierte Gemeinsamkeiten, ein Medium zudem, an dem sich der Sachverstand ausweisen muß. Dialekt ist im allgemeinen nicht die Sprache der Macher, sondern die der Betroffenen - und sie haben ihre eigene Logik.

All dies sind positive Aspekte des Dialekts in der Literatur und zumal der modernen Dialektpoesie, die sich in den letzten Jahren herausgebildet hat. Die negativen Aspekte kommen nicht etwa erst bei einer grundsätzlich anderen Perspektive zum Vorschein; sie gehen vielmehr unmittelbar aus diesen positiven hervor - als ständige Gefahren auch der neueren Dialektpoesie.

An erster Stelle ist hier die **Mythisierung des Alltäglichen** zu nennen. Das schwer Veränderbare wird, in Poesie gefaßt, leicht als unveränderlich empfunden - eben dadurch wird es belanglos. „Was leicht ins Ohr geht, geht leicht hinaus“¹⁰; Dialektpoesie aber schmeichelt sich auch dort noch ein, wo sie Kritik lanciert; Regressionen finden in ihr ein Echo, berechnete, die Nischen suchen in der Turbulenz des Getriebes, aber kaum zu trennen von den falschen, die beurlauben von dem, was getan werden könnte.

Das Alltägliche gerinnt dann zur resignativen Jahrhundertweisheit; damit aber ist nicht mehr, sondern weniger Alltag erreicht. Selbst Sprichwortweisheiten sind im allgemeinen ebenso eingängig wie folgenlos.

Im Grunde ist diese Wendung zum Mythischen schon bei Johann Peter Hebel sichtbar: das Idyllische in der Kritik und durch die Kritik, die Beständigkeit angesichts des Vergänglichen. Aber die Parallele ist gebrochen; das gleiche ist nicht das gleiche: Hebel hatte die geschichtliche Größe des kaum veränderten bäuerlichen Daseins als Zeuge; er lebte in einem langen Rhythmus; und seine feste lokale Verankerung verhinderte, daß das Gesagte zum Gemeinplatz verdünnt wurde.

In Hebels Traumaufzeichnungen findet sich die folgende Notiz: „Ich ward in Paris als Spion ertappt und verleugnete meine Herkunft. Man ersuchte alle deutschen Stämme, Volkszählung zu machen, wo ein Mann fehle. Er fehlte in Baden. Man fand in meiner Tasche ein Moos. Ein Botaniker, der geholt wurde, urteilte, daß dieses Moos bei Karlsruhe hinter Gottesaue wachse. Man ließ einen Schneider kommen, der in Karlsruhe gearbeitet hatte. Dieser erklärte meinen Rock als eine Arbeit des Leibschneiders Crecelius. Da gestand ich.“¹¹

Träumt man heute noch so, könnte man noch so träumen? Mag sein, daß sich der Weg eines Rocks bis in Hebels Gefilde, nach Haagen im Wiesetal verfolgen läßt; aber Etikette wie „Schöpflin“ oder „Neckermann“ sind nicht gerade Voltreffer für einen Kommissar. Selbst die Spuren sind mobil geworden. Gibt es das noch, das Lokale? Die gleiche einebnende Macht, welche die „Lokalvernunft“ provoziert und in ihr Recht setzt, droht

sie auch zum bloßen Vorwand zu machen, stellt sie ins Abseits, in die Beschränktheit der falschen Ansprüche. Es gibt provinzielle Provinz, auch in der Mundartdichtung: Provinz, die nur „fremdelt“, greifbar z. B. in einer Literatur, die das Land gegen die Stadt ausspielt, als ob nicht tausend Fäden dahin führten, die auch den Dialekt bestimmen; oder in einer Literatur, welche die „Muttersprache“ absolut setzt als die „schönste“ Sprache nicht im Sinn naiver Überzeichnung, sondern im Sinne eines Glaubenssatzes, und welche die Mundartfremden behandelt wie die Abtrünnigen einer Heilslehre. Lokalvernunft kann ungerecht sein, auch in den kleinen sprachlichen Reinheitsansprüchen. An einem konkreten - zwangsläufigerweise eben sehr lokalen - Beispiel mag das angedeutet werden: In den Debatten um den Kernkraftwerksbau in Wyhl am Kaiserstuhl piff die einheimische Bevölkerung regelmäßig diejenigen Redner aus, die von „Wühl“ sprachen, die also aus Unkenntnis die Orthographie einer barocken Schreiberseele direkt ins Akustische übertrugen. Tatsächlich aber kann man über „Wühl“ Richtiges und über „Wihl“ Falsches sagen ... Die dritte Gefahr - nach der Mythisierung des Alltags und der **Verabsolutierung des Lokalen** - betrifft weniger die Gestalt als die Funktion von Dialektdichtung. Auch und gerade in ihrer demokratischen Funktion, als Signal der Partizipation, kann Dialektdichtung zum Alibi verkümmern. Sie paßt in das Konzept der „kulturellen Regionalisierung“, von der neuerdings in Frankreich viel die Rede ist und die auch in der Verfassung der Bundesrepublik verankert ist; der Ton liegt dabei jedoch auf „kulturell“, und oft liegt kein sehr weiter Kulturbegriff zugrunde. Die wichtigen Entscheidungen, ökonomische und politische, werden anderswo gefällt; danach sind kulturelle Kommentare erlaubt, „wackere Provokateure“¹² - wer weiß - vielleicht erwünscht. Lieder können Protest nicht nur bündeln und zuspitzen - sie können ihn auch absorbieren.

Dialektpoesie als ein Trimm-Dich-Pfad der Bürgertugend, als einkalkulierte Knorrigkeit auf glatten Entscheidungswegen: zumindest eine Gefahr scheint mir darin zu bestehen. Sie deutet sich an, wenn nüchtern nach dem überwiegenden Publikum auch der modernen Dialektpoesie gefragt wird. Leo Tolstoi hat einmal seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß er in deutschen Bauernhäusern Hebels Gedichte und Kalendergeschichten nicht fand. „Russische Bauern würden über diesen Büchern Tränen vergießen“, sagte er¹³. Hat sich daran etwas geändert? Und mehr als nur Nuancen? Ist Dialektpoesie nicht immer noch eher ein Rückzugsbereich für diejenigen, die sich mit Mehr oder weniger Eleganz auch jenseits des Dialektes bewegen?

Besonders deutlich wird die Gefahr dort, wo die neue Dialektpoesie die alten Bundesgenossen anzieht: diejenigen, die viel von Wurzeln reden - der Sprache, des Volkstums, des Seins, die aber gespenstische Radikalitätsbilder beschwören, wenn andere auch nach

Sonderheft

Anfang Oktober erscheint das erste Sonderheft von „PRAXIS DEUTSCH“

Literatur im Unterricht

Sechs Arbeitshefte für Schüler aller Schulstufen und ein Lehrerteil, herausgegeben von Prof. Gert Kleinschmidt

Warum ein Sonderheft?

Die Nachfrage nach Unterrichtsmodellen und -materialien für den Deutschunterricht ist groß: Die Auflage von „PRAXIS DEUTSCH“ steigt weiter (wir drucken von diesem Heft 27 000 Exemplare und werden Ende des Jahres wahrscheinlich eine Auflage von 30 000 Stück pro Heft erreichen). Ein siebtes, umfangreicheres Heft pro Jahr erscheint uns nützlich und im Interesse der Leser liegend.

Warum ein Sonderheft, das aus Arbeitsheften für Schüler besteht?

Als im vergangenen Jahr die ebenfalls im Friedrich Verlag erscheinende Zeitschrift „Kunst + Unterricht“ ein Sonderheft mit Arbeitsbögen für Schüler publizierte, wurden nach Erscheinen des Heftes weitere 110 000 Arbeitsbögen in Klassensätzen bestellt. Arbeitsmaterial für Schüler wird also gebraucht. Das veranlaßt uns, nun auch für den Deutschunterricht Arbeitshefte zu entwickeln.

Die 112 Seiten des Sonderheftes „Literatur im Unterricht“ teilen sich auf in 7x16 Seiten, in sieben Teile also. Einer davon enthält Texte für Lehrer (zu jedem der übrigen sechs Teile). Jeder dieser übrigen sechs Teile bildet ein sechzehnseitiges Arbeitsheft für Schüler. Jedes dieser Arbeitshefte kann nach Erscheinen des Sonderheftes im Klassensatz bezogen werden (pro Exemplar 1,- DM, ausgenommen Heft 3, das vierfarbig und auf Karton gedruckt ist. Es kostet 2,- DM pro Exemplar).

Welche Themen behandelt das Sonderheft?

Die sechs Arbeitshefte für Schüler haben folgende Themen:

1. Märchen (273. Schuljahr) / 2. Texte sind Mitteilungen (4. Schuljahr) / 3. Konkrete Poesie (576. Schuljahr) / 4. Reportagen (778. Schuljahr) / 5. Märchen als Satire (9710. Schuljahr) / 6. Rhetorik und Rede (12713. Schuljahr)

Didaktisch klar strukturiert und methodisch so aufgebaut, daß die Schüler weitgehend selbständig damit arbeiten können, decken die Arbeitshefte kleinere Projekte ab.

Der Preis des Sonderheftes beträgt für Abonnenten 12,-DM, im Einzelverkauf 15,-DM. Das Heft wird allen Abonnenten zur Prüfung zugesandt. Es steht jedem frei, es zu behalten, weiterzureichen oder zurückzusenden. Nicht-Abonnenten bitten wir um Anforderung per beiliegender Postkarte. 1977 wird ein Sonderheft dann zum Abonnement gehören.

Wurzeln fragen und graben. Die Konjunktur der Dialektpoesie scheint mir von dieser Seite mit bestimmt. Heimat, Tradition, Dialekt-sie alle haben nicht nur ihre reale Geschichte, sondern auch die ihrer falschen Freunde.

All dies sind allgemein festgestellte über den Dialekt und die Dialektpoesie - und es ist sicher nicht ohne Paradoxie, wenn in so allgemeiner Form über einen Gegenstand gesprochen wird, der gerade durch seine spezielle Eigenart definiert ist¹⁴. Es muß zumindest angemerkt werden, daß jede Konkretisierung dieser allgemeinen Befunde Modifikationen mit sich bringt. Es gibt Dialekte - und damit ist gleichzeitig gemeint: es gibt soziale und kulturelle Konstellationen -, in denen eher die Chancen der Dialektpoesie in den Vordergrund treten, und es gibt andere, die entschiedener den Gefahren ausgesetzt sind. Dies kann nur am Beispiel verdeutlicht werden; ich greife dabei auf das Beispiel des Alemannischen zurück, und ich gestehe zudem, daß mir die Szenerie der alemannischen Mundartdichtung auch bei den allgemeineren Feststellungen vor Augen stand¹⁵. Das Alemannische und die alemannische Dialektdichtung weisen in diesem Zusammenhang eine Reihe von Vorzügen auf, unter denen die eindringliche, auch nach fast zwei Jahrhunderten noch imposante Ouvertüre Hebels zwar genannt werden muß, aber sicherlich nicht entscheidend ist. Die Vorzüge scheinen mir überhaupt nicht so sehr in der Vergangenheit verankert - so verlockend es wäre, in einem historischen Exkurs die Einheit des Alemannischen zu dokumentieren: vom Stammesgebiet der Sueben, der frühen Mission im Bodenseeraum, der Strahlkraft St. Gallens, dem Herzogtum Schwaben bis zum oberrheinischen Humanismus der Renaissance. All das hat diesen alemannischen Raum und seine Sprache mitbestimmt; aber für den gegenwärtigen Befund ist anderes wichtiger.

Am wichtigsten ist vielleicht, daß das Alemannische in verschiedenen Staatsverbände und damit auch Traditionsräume hineinreicht: hinüber in die Schweiz, in der schon Hebel „ein Seminarium für eine bessere Zeit der Nationen“ zu sehen glaubte¹⁶, hinüber ins Elsaß mit seiner schwierigen philosophischen Balance zwischen Zufriedenheit und Unzufriedenheit, hinüber bis Österreich, wo sich mit Vorarlberg - was jenseits der Grenzen kaum bekannt ist - ein alemannischer Landesteil gehalten hat. Wichtig an dieser Tatsache ist im Hinblick auf die Dialektdichtung nicht etwa die Ausweichmöglichkeit; Brechts Wort „Vieles, was in Deutschland über Deutschland nicht gesagt werden darf, darf über Österreich gesagt werden“¹⁷ ist zumindest nicht brandaktuell. Wichtig ist vielmehr, daß dieses Übergreifen des Alemannischen in verschiedene Staaten die Enge sprengt, die sonst den Dialekten fast notwendig zukommt und ihren Anspruch (und damit auch den Anspruch der Dialektdichtung) beschneidet.

Das zweite betrifft die spezifische Färbung des Übergreifens. Dabei ist wiederum nicht in

erster Linie an alte historische Gemeinsamkeiten zu denken, sondern an die jüngere historische Entzweiung, an die abgründige Gegnerschaft, die noch die Zeit vor einer Generation bestimmte. Die Erinnerungen an das Wie dieser Gegnerschaft werden blasser, das Daß ist unvergessen: „'s het a Zit ge, wo mir blind gsi sin“¹⁷. Vor diesem Hintergrund gewinnt das Miteinander seine Kontur; ein Miteinander, das weit weg ist von Honoratioren-Jumelages und kommerziellen Kartellverbindungen, ein sehr konkretes Miteinander, auch in der Poesie.

Das dritte betrifft die Randstellung des Alemannischen in all jenen Staaten - abgesehen von der Schweiz. Alemannisch: das war und ist keine Herrschaftssprache; es gibt Paris, Wien und Bonn, und vielleicht muß auch hinzugefügt werden: Stuttgart.

Eine Garantie für Echtheit bietet freilich kein Dialekt, bietet auch das Alemannische nicht. Was dabei herauskommt, wenn man glaubt, daß böse Menschen keine Lieder haben, hat Martin Walser in seinem Stück „Eiche und Angora“ gezeigt. Mit dem Dialekt steht es nicht anders. Dialekt ist kein Stigma, ist es vielleicht weniger denn je; Dialekt ist aber auch kein zwingendes Wahrheits- und Gütezeichen. Auch das Alemannische kann Idiom provinzieller Provinz sein.

Nur: an den Rändern dieser Provinz regt sich allenthalben der Widerstand, die Suche nach Neuem, nach mehr Gerechtigkeit und vollem Leben. Solcher Widerstand flammt immer wieder einmal irgendwo auf - aber meist nur für kurze Zeit. Es könnte sein, daß die Mundart in diesem Widerstand etwas andeutet von der Zähigkeit und der beharrlichen Geduld, die auf die Dauer wichtiger sind als das schnelle Aufbegehren - von der „sanften Gewalt des Feldwegs“, von der Martin Heidegger meinte, sie werde den Menschen helfen, „die Riesenkräfte der Atomenergie zu überdauern“¹⁸.

Anmerkungen

¹ Fritz Rahn: Der schwäbische Mensch und seine Mundart. Stuttgart 1962, S. 22. Rahn trifft - wie andere - keine graduelle Unterscheidung, sondern geht von einem qualitativen Anderssein aus: „Das mundartliche Wort... hat eine grundsätzlich andere Qualität, hat andere Stofflichkeit als das hochsprachliche Wort, so wie Kuckucksruf und Nachtigallenschlag andersartige Qualität haben als die musikalischen Motive, die Beethoven in seiner Pastoralsymphonie, Wagner in seinem Siegfried zugelassen haben.“

² Symptomen-Theater. In: Theater, Aphorismen, Essays und Reden. Hamburg 1955, S. 719-726; hier S. 722.

³ Viele der neueren Statements über die besonderen Qualitäten des Dialekts in der Dichtung sind durch eine einfache „Ersatzprobe“ in Frage zu stellen: man lese beispielsweise in Günther Herburgers Aufsatz „Mut zum Dialekt“ (Akzente 2/1976) statt Dialekt einfach Hochsprache.

⁴ Bert Brecht trifft diese Feststellung in seinen Glossen zu Stevenson. In: Gesammelte Werke Band 18, Frankfurt/Main 1967, S. 24.

⁵ Justus Mosers sämtliche Werke. Band 12,1. Hamburg 1964, S. 147. Der Ausdruck wird zwar nur sehr pragmatisch - im Zusammenhang mit der Zucht und Fütterung von Pferden - verwendet, trifft aber gleichwohl Mosers ständige Bemühung um eine

Differenzierung von Vernünftigkeit.

⁶ Vgl. Hermann Bausinger: Konservative Aufklärung - Justus Moser vom Blickpunkt der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde 68/1972, S. 161-178.

⁷ Jenseits der Liebe. Frankfurt/Main 1976, S. 39.

⁸ Saul Bellow operiert mit diesem Begriff mehrfach in seinem Roman: Humboldts Vermächtnis. Köln 1976.

⁹ Vgl. Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung. Tübingen 1973.

¹⁰ Karl Kraus: Sprüche und Widersprüche. Frankfurt/Main 1965, S. 118.

¹¹ Ausstellung Johann Peter Hebel und seine Zeit. Karlsruhe 1960, S. 42.

¹² Ich entleihe diesen Titel einem früheren Aufsatz Marcel Reich-Ranickis über Martin Walser: Der wackere Provokateur. In: Deutsche Literatur in West und Ost. München 1963, S. 200-215.

¹³ Julius Fröbel: Ein Lebenslauf (1889/1891). Vgl. Ausstellung Johann Peter Hebel (wie Anmerkung 11), S. 36.

¹⁴ Diese Paradoxie ist gewiß auch eine Hypothek des neugegründeten Internationalen Dialektinstituts in Wien, das „alle Belange des Dialektes in Kunst, Kultur, Gesellschaft“ erfassen will.

¹⁵ a Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, der bei einem Forum alemannischer Autoren am 26. 5. 1976 in Freiburg i./Br. gehalten wurde.

¹⁶ Behältnis für meine flüchtigen Gedanken, Einfälle und Mutmaßungen. In: Ausstellung Johann Peter Hebel (wie Anmerkung 11), S. 28.

¹⁷ Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit. In: Gesammelte Werke Band 18, Frankfurt/Main 1967, S. 232.

¹⁸ Diese Verszeile stammt aus einem Lied.

¹⁹ Der Feldweg. In: Martin Heidegger zum 80. Geburtstag von seiner Heimatstadt Meßkirch. Frankfurt/Main 1969, S. 13.